

# Sonntagsbeilage

## Lesung für den Sonntag.

### Wahre menschliche Größe in christlicher Armut und Demut.

Was die Welt nie zu verstehen vermochte und der weltliche Mensch nie zu erfassen vermag, das ist die Lehre des göttlichen Lehrmeisters über Armut und Demut. Beides hat er durch sein Wort und sein Beispiel gelehrt und hat dadurch denen, die ihm nachfolgen, die Grundlage des wahren Glückes und wahrer Größe gegeben.

Er konnte von sich sagen: „Die Fische haben ihre Höhen, die Vögel des Himmels ihre Nester, aber der Menschensohn hat nichts, wofür er sich Haupt legen könnte“ (Matth. 8, 20). Arm war er geboren, arm hat er gelebt und in äußerster Armut ist er gestorben und aus dieser Welt gegangen. Die Armut war das Kennzeichen seiner Jüngerschaft. Die Armen im Geiste prüft er in seiner Bergpredigt an erster Stelle so. Das war die erste der acht Seligsprüche, die er gleichsam als seine Lebensmaxime verkündete.

Er wußte so wohl am besten, wie sehr der Reichtum, der sehr Erwerb und Besitz irdischer Güter zum Hindernis für das Heil der Menschenseele und für das Himmelreich werden können. Er konnte das Menschenherz in keinem glückseligen Verlangen und unruhigem Streben nach den Gütern dieser Welt und in seiner sinnhaften Abhängigkeit an den erworbenen Besitz keine Ruhe vor Armut. Er schildert die Spätzeit, die die Reichtümer den Menschen auf dem Weg zum Himmel bereiten in dem Gleichnis von dem Kamel (Schiff) und Nadelöhr. Er wußte, daß das Menschenherz von dem, was die Welt den Reichen bietet, losgerißt werden muß, er wußte, wie Stolz und Hoffart und andere Laster sich an den Reichtum heften, wie Genusssucht und überhöfliches Leben damit verbunden sind. Er wußte, unter welcher schwerer Anstrengung der Reiche Reichtum und wie groß seine Verantwortung ist. Darum seine ernste, harte Sprache zu den Reichen.

Die Seinen waren alle arm. Sie konnten alle mit Petrus sprechen: „Siehe, Herr! Wir haben alles um Deinetwillen verlassen und sind Dir arm gefolgt“ (Matth. 19, 22). Der Herr aber konnte sie zum Jenseits aufrufen, daß ihnen dennoch nichts Notwendiges fehle, um zu leben, zu atmen, zu essen, zu trinken und zu schlafen, um die Bedürfnisse der Natur und Nahrung und kein Leben der Bequemlichkeit und des Genusses, wie es sich die Reichen bereiten, aber der beschuldende Lebensunterhalt wurde ihnen zuteil. Sie konnten die überflüssigen, übertriebenen Sorgen abschütteln. Sie tauchten die irdischen Güter gegen die Güter dieser Welt und konnten auf eine ganz neue Weise mit ihm als Kinder Gottes leben: Vater unser... gib uns unser tägliches Brot... Ihre Armut machte sie zu Genossen seines Reiches in diesem und jenem Leben.

Wohin der Armut ist zwar nicht immer von selber, aber doch leichter und öfter als mit dem Reichtum die Demut verbunden.

Wie der Reichtum an irdischen Gütern die vermehrte Begehrlichkeit, den fehlerhaften Genuß, den Mißbrauch die-

ser Güter herbeiführt, so erleichtert und fördert die Armut als Willens- und Lebensrichtung jene Tugenden, die mit Entfaltung verbunden sind. Sie besteht von allem, was zur Sünde führt, sie fordert und fördert Mäßigkeit, Arbeitsamkeit, Justizbenheit, Demut und den Gehorsam, der dem aufgeschalteten reichen Menschen so schwer fällt.

Im die christliche Armut handelt es sich hier, nicht um die murrende, knurrende, den Reichen beneidende und beschuldende nicht um das sog. Klassenhassende Proletariat, nicht um die sog. „Enterbten des Glückes“, wie sie sich nennen. Diese Anschauungen sind christlich denkenden Armen fremd, sowie jede Aufschneidung gegen das, was man „Kapitalismus“ nennt, was zwar auch nicht christlich ist, aber im Einzelfalle zu sorgfältigen nicht jedermann zusteht.

Das Christentum ist in seiner Lehre von Armut und Demut, die es nicht nur theoretisch lehrt, sondern in seinen ethischen Lehren praktisch ist, der beste Ausweg jener Regierbarkeit, die das Leben in einer mangelhaften Welt mit sich bringt und solange fehlerhafte Reiche sein werden, auch nicht verschwinden läßt.

In der wahren Nachfolge Christi liegt das Heilmittel gegen die Schäden, die auch in unserer Zeit der hohe Reichtum in der Welt anrichtet. Das Wort: „Folget mir nach“ — gilt den Armen und den Reichen. Mit diesem Worte werden sie einig gemessen werden, der hohe u. harte Reiche, wie auch der unzufriedene, begehrliche und neidische Arme.

P. M.

## Vom alten Kunstwunder der Päpste.

Auszug aus der „Geschichte der Päpste“ von Ludwig Freiherr v. Pastor, Bd. XIII, 2, der sich bei Herder in Freiburg im Breisgau erschienen ist.

Mit Papp Urban VIII. (1623—1644) beginnt die Blütezeit des römischen Kunstwunders. Durch Stellung monumentaler Aufgaben verhalf er dieser Richtung zum völligen Durchbruch und verhalf ihr für beinahe ein halbes Jahrhundert fast ausschließliche Geltung. Wie Julius II. in Michelangelo's ein Titanen von unerhörter Zielstrebigkeit, so war dem Barberini-Papst in Lorenzo Bernini ein gottbegnadeter Meister ersten Ranges zur Ausübung seiner Kunst befohlen. Er, der schon als Kardinal mit so vielen Künstlern in Verbindung gestanden hatte, erkannte bereits damals mit dem ihm eigenen Scharfsinn in Bernini den größten, genialsten von allen. Nicht als Papst zog er ihn in den Kreis seiner vertrauesten Handwerker und überschüttete ihn mit Beweisen seiner Gunst. Einmal beauftragte er auch den Meister in seinem an der Via Mercede gelegenen Palast, was später dort durch ein Kreuz vereinigt wurde. In der ersten Audienz, die er ihm nach seiner Wahl gewährte, beauftragte er ihn mit den bedeutungsvollen Worten: „Groß ist Euer Amt, Cavalieri, den Kardinal Massimo Barberini als Papst zu sehen; doch weil er nicht in unsern Palast, daß das Leben des Cavaliere Bernini in unsern Palast fällt.“

Der Biograph Bernini's, der Florentiner Filippo Baldinucci, der die Rede überliefert, berichtet weiter von dem Purz der Urbans VIII., daß der junge Künstler, der sich bis dahin nur der Bildhauerei gewidmet hatte, sich auch mit der Architektur und Malerei einnehmend beschäftigte. Es wurden ihm dafür zwei gewaltige Aufgaben

gestellt: die Erlegung des unter Paul V. errichteten eisernen Salariums über dem Hauptaltare von St. Peter durch ein großes, monumentales Werk und die Ausmalung der Benediktions-loggia der gleichen Basilika. Bernini trat jedoch mit Freunden den Wünschen seines hohen Vorgesetzten und widmete sich mit Begeisterung dem Studium der ihm bis dahin fremden Künste. Von seiner Tätigkeit als Maler ist nur wenig erhalten, und auch der große Auftrag für die Benediktions-loggia kam nicht zur Ausführung. Dessen reichere und seine Leistungen auf dem Gebiete der Architektur und Skulptur. Was er hier schuf, erscheint so bedeutend, daß ohne ihn das glanzvolle Bild des heutigen Roms nicht denkbar ist.

Die erste bedeutende Schöpfung Bernini's war für den Petersdom bestimmt. Nach seinen Vorgängern wandte auch Urban VIII. von Anfang an der Ausmalung dieses „größten architektonischen Wunderwerkes der Erde“ seine unbändige Sorge zu. Er hatte das Glück, die Einweihung der „gewaltigsten und erhabensten Kathedrale aller Zeiten“ vornehmen zu können, an der zwanzig Jahre während eines Zeitraumes von 174 Jahren gebaut und die gewaltigen Meister der Kunst gelehrt hatten. Dieses bedeutungsvolle Ereignis fällt in dasselbe Jahr, in welchem in Deutschland die entscheidenden Ereignisse über den Protestantismus erregt wurden. Am 29. September 1626 hatte Urban VIII. den Sieg über die Spanier bei Putter am Barenberge durch einen feierlichen Gottesdienst in der Piazza gefeiert. Kurz nachher bestimmte er den 18. November, an welchem Tage der Tradition zufolge vor 1200 Jahren Papst Sixtus die Konstantinische Basilika konsekriert hatte, zur Einweihung des neuen Petersdomes. Er begab sich zu diesem Zweck am 17. November vom Quirinal in den Palast, am Nachmittag fand durch eine Prozession des römischen Klerus von St. Marco nach St. Peter eine Prozession statt. Am Vormittag des 19. November versammelten sich die Kardinäle und Gesandten im Palast und zogen mit dem Papste in die Vorhalle von St. Peter, wo ein Thron errichtet war. Auf diesem nahm Urban VIII. die Weihe der 12 aus diesem Moment verfertigten Kreuze vor, die für die Stände der Basilika bestimmt waren. Nach Beendigung der langen Weihezeremonie, während deren Freudenstöße von der Engelsburg abgefeuert wurden, ließ Urban im neuen Chor der Kanoniker eine neue Messe und setzte dann in den Sakramentarium. Die Römische waren in Tausenden herbeigekommen, nicht bloß, um den Heiligkeit der Begebenheiten, sondern auch um die Weihe zu gewinnen, die für die ganze Stadt ausgeschrieben waren.

Bereits vor der Einweihung von St. Peter hatten am 30. Juni 1626 an der von Bernini bezeichneten Stelle drei Meter von der Confessio nach der Colonnade des Hauptaltars hin, die ausgedehnten Ausgrabungsarbeiten für das erste der vier Fundamente begonnen, welche für die Errichtung des riesigen bronzenen Kuppelbauwerks nötig waren, das sich unter der Kuppel Michelangelo's über dem Grabe des ersten Papstes erheben und diesen nicht nur überragte, sondern auch durch seinen höchsten Punkt entsprechend hervorragen sollte... Die Ausgrabungen dienten zur Bestätigung eines Hauptbeweises für die Existenz des Petrusgrabes an der Stelle der Confessio.

Allgemein fähig gezeichnete sich die Beschaffung der Bronze für das Kuppelbauwerk. Das mit großen Kosten von Venedig und Livorno bezogene Erz reichte nicht aus. Infolge der politischen Verhältnisse war Urban VIII. damals zu Rottungen gezwungen; auf Bernini's Rat entschloß

## Für unsere Kleinen.

### Die Schlittensfahrt von Hans, Fritz und Franz.

Vom Himmel fällt Schnee,  
Umhüllt Wald und Flur,  
Eis bedeckt den See,  
Es schläft die Natur.

Der Schnee ladet ein,  
Drum ist Schulfrei heut,  
Rohd zum Mitterlein  
Gehen sie voll Freud.

Unter den Bohlen  
Hans, Fritz und der Franz  
Schlitten sie holen  
In lustigem Tanz.

Zuerst eine Schlacht  
Mit weißem Pulver,  
Hat warm gemacht  
Nun jeden Bruder.

Und auf dem Schlitten  
Sitzt Hans, Franz und Fritz,  
Kommen geritten  
So schnell wie der Blitz.

Im Hitzdamp wie Vögel  
Geht jetzt man der Flug,  
Der Hans, Franz und Fritz  
Zum Tal hinab trug.

Gar langsam hinauf,  
Herunter geht's schnell;  
Sie hüngen im Lauf,  
Doch ganz bleibis Gestell.

Wie Freud ist hohel,  
Müdig mal die Fahrt:  
Im Schnee liegen drei,  
Sie liegen nicht hart.

Ist die Fahrt nun aus,  
Geht's zum Mitterlein;  
Ihr haben zum Schmaus,  
Ins warme kommt rein!

P. M.

### Dadelduell.

Dadel Flod und Dadel Fild,  
Fanden — welches Mißgeschick!  
Eine Wurst! Nicht etwa zwei,  
Jeder denkt: wie dem auch sel!  
Bei der Wurst blieb ich hier stehen,  
Einmal wird der andre gehen!

Woll sie beide es gedacht,  
Keiner hat sich aufgemacht,  
Um die Wurst nun zu verlassen!  
Ja, das würde Flod so passen!  
Denk der Fild, bleibst tödlich sthen!  
Wag der Fild auch noch so schwizen,  
Denk der Flod, ich weiche nimmer!  
Soll ich nachgeben denn immer?

Einert sieht den andern nicht,  
Und mit gemütem Gesicht  
Starren sie die Beute an!  
Flod rückt an die Wurst heran,  
Fild knurrt leise! Und im Nu  
Sekt er entsetzt sich dazu.  
„Wau!“ bellt Fild. „Das ist zu hunt!  
Dieser räuberische Hund!  
Wäre wirklich so verneffen,  
Diese Wurst wir fortzufressen.  
„Wau! Wau! Wau!“ Der Flod, er bellt,  
Dah es durch die Gegend geht:  
„Fild, dir würde besser kommen,  
Sähst du zu, hier fortzukommen!“  
„Wau!“ bellt Fild. „Ich soll dir weichen?“

Niemals wirst du das erreichen!“

„Wau!“ bellt Flod, „wir werden sehen!“

Will zum Arg ich übergehen,

Doch, vor Fild's Zornesbliden

Will ihm das nicht gänzlich gliden.

Und so knurrt er nur vor Wut,

(Niemals geht die Sache gut!).

Zwischen ihnen, unversehrt,

Liegt die Wurst. Wie sie besawert

Fild und Flod ihr Gemüte!

Diese beiden, meine Güte!

Sind sonst gute Kameraden,

(Solcher Hund bringt immer Schaden

Einer Freundschaft. So auch hier!)

Fild beschließt, ich nehme mir

Zeigt die Wurst und reißt aus!

Flod denkt: ist es weit nach Haus?

Soll ich nicht noch länger quälen,

Ich werde sie einfach fressen!

Ja, „zwei Seelen, ein Gedanke!“

Zählings fällt die letzte Schranke,

Und es herrscht allein die Eier,

Jeder sieht in sich das Tier.

Beide schnappen zu behende,

Jeder isst ein Wurstelende....

Und sie zerran, und sie reißten

(Jeder möcht' den andern beißen!)

Bums! Es gibt nen Dampfknall

(Beinah kamen sie zu Fall!),

Und, eh' sie es richtig wissen,

ist die Wurst entzwei ge'issen!

Fild und Flod sind ganz entsetzt,

Sehen sie die Wurst zerlegt,

Haben sich jedoch besonnen

Und mit ihrem Schmaus begonnen...  
Als die Beute war verschunden  
Nachten länger ritt mehr großen.  
Sahst nur, wie sie fröhlich tolen!  
Fild und Flod vergaßen schnell  
Ihr gefährliches Duell

Hans Schmidt

er sich beschloß, im Herbst 1825, die Bronzestatuen von der Colonne des Vankens entfernen zu lassen. Die Kolonne war so hoch, daß davon 83 Kanonen für die Umgießung gefertigt und ein Teil für den Vordach der Peterskirche abgeben werden konnte.

Der von dem Vizekönig Gregorio de Rossi geleitete Ausschuss der vier Klassen für das Kupfer-Abkommen gelangte im April 1825 zum Abschluß. Der Papst befreite die vier Säulen und beauftragte ihre Vergoldung. Jede Säule wog mit Kupfer und Blei 2748 Pfund, das Gesamtgewicht des Tabernakels betrug 18592 Pfund. Im September 1826 begann die Aufstellung der Säulen, am Petersfest

1827 konnten sie enthüllt werden. Für die Befestigung der Säulen diente ein kleines Modell. Nach dessen Billigung durch die Kongregation der Sabbaten St. Pietro beschloß er sich am 14. April 1828, diesen Teil innerhalb 4) Monate fertigzustellen. Die Arbeit konnte jedoch nicht eingeleitet werden; erst im Sommer 1833 ward das erforderliche Geld beschaffen. Die Kosten beliefen sich auf die beträchtliche Summe von 200000 Scudi. Dermal wurde auf das reichste entlohnt. Alle Festgenossen prägten den Metallboden als eine herrliche Bereicherung des Petersdomes. Es regnete Exagramme, Sonette, Gedichte zum Lobe des Meisters und seines Werkes.

anderen Leben. In den belebtesten Vierteln, wo die Klöße, welche das Leben des Eingeborenen auch schon jung in ihrem Innern tragen, und die Theorien, wo die Abwechselung religiöser Mährchen gegeben werden, deren Bedeutung bis zum Morgen dauert, zu finden sind, mag in schimmerndem Lichte das bunte Leben wie ein Traum dahin. Nicht ohne Rhythmus, durch die Mägen von Banken, Kassen und von sozialistischen Instrumenten, Tabela Lingua, in unendliche Hülle von Bettlern und elenden Kröpfen, Anpreisungen von Wundern, welche alle Gemüthe in Anspruch nehmen, alles ist eine unendlich große Symphonie orientalisches Leben, dessen Sinn und Wesen man als Fremdling gar nicht verstehen kann.

Am das Leben einer Stadt, deren Einwohnerzahl rasch wächst, wo sich die tiefe Mystik indischer Religionen vermischt, verstehen zu können, mühte man gleichzeitig den Sinn der Religionen verstehen und kennen lernen. Das ganze Leben des Inders ist durchdrungen mit der Religion. In allen Straßen tritt dieses offensichtlich zutage. In Tahruben begegnet man Parsen, Hindus, Brahmanen und Mohammedaner. Schon in der Kindheit fallen die einzelnen Erkenntnisse auf. Da sind die Parsen, welche das Leben, als das Symbol des Reinen verstehen und ihre Geister nach dem Tode durch Feuer aufstellen lassen. Ihre Frauen zeigen sich in prächtigen Kleidern und gehen damit zu verfahren, wie sie die reichten Leute Indiens sind. Die Hindus, die ihre Toten auf Scherhanen verbrennen, sind ebenfalls an bestimmten Zeichen auf der Stirn. Die Hindustan geht in prächtigen Kleidern einher; sie liebt nicht den Schleier, wie die Mohammedaner in Ägypten. Scher und wichtig ist der Turban auf den Köpfen der Mohammedaner. Auf ihr die gelbe Mütze auf dem Kopfe der schwarzen Polyzisten. Die unentwegt mitten in heilem Sonnenstrahl den Kopf erheben. In allen Variationen sieht man Trachten, buntes, grotesk, elegant, ohne den Wechsel der Mode, trocken europäischen Geschmack durch Kinos und Modenschau in alle Veränderungen macht, der europäischen Mode mehr und mehr Nachahmung zu verschaffen. Der Orientale ist jedoch konstant. Er hält unerschütterlich am Aberglauben fest, er hat seine Religion, wie es zweifellos ist und wie es die Urwörter schon vor tausenden von Jahren lauten.

Wie wenig ein Mensch vollkommen kann, sieht man in jeder einer indischen Millionenstadt. Der einfache Mann nimmt kein Maß auf offener Straße ein. Er wirft im durch die vielen fliegenden Häubler, die alle Gemüthe in einen unerschöpflichen indischen Meer auf ihren Stunden oder auf ihren Stunden mit sich führen, leicht gemacht. Wenn die Sonne untergeht, verrichtet er im besten Verstande, oder am Meer nach Westen gewandt sein Gebet, er wagt sich in den heiligen Zeichen, die alle Stunden und alle Schmutz des Körpers zugleich befeigen; er schließt in einer Ecke eingebüllt auf offener Straße in einem Winkel. Für den Bettler ist kein eine offene Hand da, welche eine kleine Münze übrig hat oder eine offene Tür, wo er umsonst ein kleines Maß einnehmen kann. Wie es nicht gibt in diesen aberschöpflichen Tiere bis zu ihrem Ende verschluckt werden, so gibt es auch öffentliche Speisehäuser, wo der, welcher hungert und ohne Obdach ist, umsonst verpflegt wird.

So herrscht arroganz, und ungütig und launig die widerliche Kaste Bombays ist, so niedrig und unheimlich ist sie auch wieder. Auf meinen zahllosen Streifereien durch das Gassenlabyrinth Bombays begegnete mir die Art Charaktere des niederen Volkes auf Schritt und Tritt. Der Mensch ist zuweilen und hübsch zugleich. Wenn ich mit meiner Kamera eine Aufnahme machen wollte, gleich wurde ich umringt von hundert von Hindus und Mohammedanern, welche meinen Apparat befehlten und mein Tun hargierig verfolgten. Eine seltsame Welt von Sorte offenbart sich in diesem gewöhnlichen Volke, von dem man sagt, daß es heilig ist, daß aber in seiner gewöhnlichen sich auch vernehmlichen Fall und seiner Art fortschreitenden Bildung europäischen Verkehrs zu einer Zeit wachsenden Gefahr für diejenigen wird, unter deren Herrschaft es heute noch steht.

# In den Straßen Bombays.

Von Anton Rölke.

Nachdem verlesen.

Wie diese Welt Bombay klingt, so ist sein Charakter. Es ist eine Stadt voll Kasse, voll ungeheuren Jammers, die Kette glanzvollen Völkergemisches, das Zusammenleben indisch-mexikanischer Völker. Hier schlägt der Rhythmus eines unruhigen Staates. Hier ringt ostindische Welt mit orientalischer Welt, unter einer glühenden Tropenhitze und trostlos nachwechler Weidum und vertrocknet hangende Kräfte am Straßenrande. Wer zum ersten Male diese Insel an der Westküste Indiens im indischen Ozean sah, kam Trüblichkeit klammer Art. Protestes und Protestes paart sich in den Straßen mit Harmonie und dem Verfehlenscharakter indischer Gewand. Keine Stadt Indiens kennt eine derartige Mischung von indischen Rassen, Gewohnheiten, Religionen und geistlichen Lehren. Hier ist die Welt der Handwerker, Handelstreibende über allem. Der Wohlstand für Baumwolle, Seidenwolle oder andere Produkte indischer Industrie ist in dieser Stadt das Element des Tagesgesprächs. Schon in den Straßen sieht man die langgeschürzten Hügel der hochgeladenen Baumwolle, fassen und erkennen daran, hat man sich in einer Baumwollstadt befindet. Der Hügel ist im Ozean zu den nördlichen indischen Küsten, wo das Kamel noch als Jagtier zu finden ist, neben dem Droschkentier das einzige ausdauernde Jagtier in Bombay. Obwohl das Auto in den letzten drei Jahren ganz gewöhnlich geworden ist, konnte die Pferdeindustrie noch nicht ganz verdrängt werden. Sie steht immer noch, wenn auch schon verdrängt, das Straßenbild. Gegenüber der wichtig aufwachsenden Art der Automobile, welche Abend für Abend, wenn sich der rotglühende Sonnenball gegen Westen wagt, die belmabehende, prächtige Queens Road hindurchfahren, wird auch der Droschke in Bombay halb gelassen haben. Tempo und Fortschritt kostet auch hier durch die Straßen und verdrängt orientalische Bescheidenheit mit einer Rücksichtslosigkeit sondergleichen.

Wie sehr sich die Automobile in dieser mächtig aufwachsenden Millionenstadt ihr Feld roben haben, sieht man an den zahllosen Autoverkaufstellen, die fast einen ganzen Stadteil für sich einnehmen. Wie die Zahl der Automobile wächst, wächst auch die Menschenzahl dieser Stadt, die noch nicht den geringsten Gedankensprung kennt, wie Mittelmeer. Vor 15 Jahren zählte Bombay 250000 Einwohner, heute schon 1,5 Millionen. Zugang aus dem Innern Indiens, wo Nahrungsmangel herrscht, und der feste Gebirgsbau so fern die Zahl der Einwohner immer höher anschwellen. Schon bei der Ankunft im Hafen erkennt man den Menschenhaufen. Hinter jedem Fenster sehen ein helles Dutzend kahnschmüger Menschen, in den Gassen und den Gassen sieht man bald über die große Zahl der schwarzen Bevölkerung. Jeder hat ein kleines Gemüthchen, auch wenn es nur den Wunsch eines Tages erfüllt.

Die Sonne, welche hier im Dezember so warm scheint, wie im europäischen Hochsommer, modelliert den Menschen, schiebt ihm keine Lebensvorsicht vor, gibt ihm Vorschriften für die Zweckmäßigkeit der Kleider. Die europäischen Viertel, wovon sie sich wesentlich von den indischen unterscheiden, sind in Silk und Satin vollkommen

dem Tropenklima angepaßt. Die hauptsächlichsten Kleidungsstücke sind weißlich, mit vielen Loggen versehen, welche den laueren Herrn des Hauses umschließen und so vor der Tropenhitze schützen. Tüchlein, Hülsen und viel ornamentaler Schmuck zeichnen sie aus. Nicht ist der Silk englischer Gewebes oder venetianisch-orientalischer Stoff. Viele Gebäude zeichnen sich aus durch Monumentalität und Grobheit. Besonders auf dem Südrand, der sich über den südwestlichen Hügel der Insel Bombay hinzieht, stehen die prächtigen Villen der Parsen, Bombays reichste Handelsherren. Die prächtigen weißschimmernden Villen sind umgeben von großen Gärten, in denen Palmen in hoher Größe stehen und bunte Vögel, Raben und Geier ihr Dasein haben.

Der Fremdling zeigt jedoch mehr das Eingeborenenmerkmal, wo die Straße menschlischen Zusammenlebens, die verschiedenen Menschentypen, das fluktuierende orientalische Leben, Selbstanklagen primitiven menschlichen Instinkt und der religiöse Kult der verschiedenen Religionen, zu finden sind. Wenn auch Bombay noch nicht das typisch indische religiöse Leben zeigt, so hat doch das Eingeborenenmerkmal einen unverwundlichen Eindruck für den, der es zum ersten Male sah. In dichten Haufen drängen sich hier die Menschen zusammen, schreien, hollen und rennen nach ihren Geschäften, begleiten Schlangen, bieten die mehrköpfige Musik, beteln, hantieren in offenen Aulen, denen die merkwürdigen Gerüche erdrücken und wo der seltsame Kraut aufsteigt ist, oder deren in hinterbunten Tempeln zu ihren Göttern.

Warten in den belebtesten Vierteln sieht man plötzlich auf kleine Tempel der Hindus, welche dem vorübergehenden Auge der Zeit noch nicht gesehen sind. Hier toben mitten im Gemüth der Menge religiöse Kasse mit dem bunten Farbenzeichen der Hindus auf der Stirn. Sie freuen träge das Gein, das ihnen fromme Väter hinterlassen haben. Daraus hat aus dem Innern der Tempel resonanzvoller Paukenschlag, schrillender Glockenschlag, und ein Anruf zu seinem Gott gerichtet hat. Er streicht beim Hinübergang glücklich, das Hinterteil der metallenen Kuh, welche an jedem Eingang steht, oder gibt in das offene Maul der Götterköpfe grüne Blätter oder gibt Wasser hinein.

Bettler hungern zu hundert an Straßenrande. Sie finden den weißen Fremdling ihre verfaulten Arme oder ein mageres Kind entgegen, das Symbol des Mitleids. Menschen halbnackte Menschen mit entsetzlichen, trübseligen Gesichtsausdruck und schwarzen mühseligen Haaren, Wästen, die unter einem Schirme lauern und rickelnde weiße Kleider tragen und ihren Körper mit weißer Wäsche bedeckt haben, beteln am Eingang der bunten Tempel um Almosen. Überall sieht man die Kautschukarbeiter, die aus ihrem bleicheren Bandeloben an die Eingeborenen ein Baumblatt, das mit Kaffee, einer braunen Wohlwahrheitlichen Mäse bedeckt ist und mit der gewöhnlichen wüßigen Bezeichnung bedeckt wird. Auf dem Boden sieht man überall die blutrote Müllschicht, welche die Eingeborenen nach dem Krachen des Betts andrücken.

Reigt sich der Eingeborene an Tage in seinen Straßen entweder von einer beständigen Beschäftigung oder einer unendlichen Faulheit, dann erwacht er um Mitternacht zu einem

## Der Bierzehnte.

Von Wilhelm Wendling.

Das Feuer der großen Revolution glimmte noch unterirdisch und nur von wenigen geahnt, als der Marquis von Sanslerre seinen erlesenen Freunden und Freundinnen ein Gastmahl gab. Er war als einer der prächtigsten Herren von Paris bekannt, doch schätzte man auch seinen feinen Geist, der sich oft in originellen Einfällen geist. In ihm schien das Zeitalter des Sonnenknigs seinen letzten Vertreter zu haben.

Der Marquis hatte seine Gäste mit vollendeter Präzision empfangen, jeder Dame eine Schmelzelei gesagt und der schönen Ninon eine ganz besondere. Als man eben zur Tafel schreiten wollte, brachte ein Page ein Billett vom Obersten d'Argenson, der sich entschuldigen ließ, da ihm plötzlich ein Bauernaufstand auf seine Wälder in die Beine trug. Der Marquis wandte sich an seine Gäste:

„Diese Bauernregel werden immer aneinander! Jetzt tauchen sie uns gar den liebenswürdigsten der Gäste und nutzen unserer Gesellschaft zu, zu Dreizehnt zu gehen.“

„Dreizehnt?“ riefen alle erschrocken.

„Ja“, sagte der Marquis, „unser Zahl ist ebenso unglücklich, wie ich unglücklich darüber.“

„So sind ein Freigeist, Marquis, Sie haben uns mit Absicht in diese Pöge gebracht!“ warf man ihn vor.

Ein feines Lächeln glitt über den Mund des Marquis. Er fand es interessant, die Gesellschaft über diesen Punkt im unklaren zu lassen.

„Er sei, wie es wolle“, erklärte er, „ich werde Ihnen sofort einen Bierzehnten zur Stelle schaffen.“

„Erkannt haben ihn alle an.“

„Ich werde den ersten heilen, der vor meinem Hause vorbeizieht, einladen lassen“, fuhr er fort, „und sei es selbst der Feldnegar des Ägyptischen Sultans.“

Man fand diesen Vorschlag entsetzend und eigenartig. Nur die schöne Ninon erhob einen Einwand:

„Der neue Galt mag aber doch von Adel sein?“

„Adel?“ riefte der Marquis galant, „Ihre Gegenwart, verehrte Ninon, adelt jeden!“

Er riefte zwei Lakaien heran und befahl ihnen, den ersten Menschen, der vor dem Hause vorbeizöge, herbeizubringen. Voller Spannung erwartete die Gesellschaft nun den Bierzehnten. Es dauerte nicht lange, da lehrten die Domestiken zurück, einen hochgewachsenen, finsternen Menschen im schwarzen Mantel mit sich führend. Sein Ansehen war bleich, furchtsam und von abstoßendem Ausdruck, seine Blide schienen unheimlich aus den tiefstehenden Augen hervor.

„Was Stundes bist du, Freund?“ fragte der Marquis.

„Keines, der Luch lieb ist“, antwortete der Schwarzmantel dumpf und trübselig.

„Hast du dein Mittagmahl schon gehalten?“

„Ich bin satt“, sagte der Fremde.

„Dies zu erfahren, reizt uns wenig“, meinte der Marquis vornehm, „wir erweisen dir die unverdiente Ehre, mit an unserer Tafel zu sitzen, weil es uns also beliebt. Du kannst deinen Appetit befriedigen oder unterdrücken, beides aber in schicklicher Weise und wie es sich Bruten von Stand geziemt.“

„Meine Damen und Herren, gehen wir zu Tisch!“

Er verbeugte sich vor der schönen Ninon, die ihm ihre Hand zum Kusse reichte, und führte sie zu ihrem Platz. Ein Lakai wies den finsternen Fremden, den das seltsame Abenteuer nicht sonderslich aus der Fassung zu bringen schien, an dem äußersten Ende der Tafel seinen Platz.

Die Köche des Marquis von Sanslerre erfreute sich einer großen Verächtlichkeit. Keiner verachtete, sie habe der Wohlthätigkeit der aufgetragenen Gerichte keinen Anhang. Anfanglich fand man die Situation zwar sehr interessant, bald aber ließ das unheimliche Wesen des Fremden jede Neugierde an der Tafel verstummen. Keine der vielen Exzellenzen rührte er an, stattdessen er seine stehenden Blide auf die Gesellschaft.

Die schöne Ninon zupfte nervös an ihrem Spitzentuch.

„Marquis, wenn Sie mich haben, so lassen Sie diesen unheimlichen Menschen hinausgehen, seine Wallensteinbrille bringen mich um.“

„Die Türe, durch die er uns verläßt, öffnet er wieder der unglücklichen Pöhl!“ sagte der Marquis.

Nach die anderen wurden immer unruhiger und rühten in peinlicher Verlegenheit auf ihren Stühlen hin und her. Der Marquis sandte schließlich einen Lakaien zu dem Fremden und ließ ihm sagen, er solle seine Aufnahme als erfüllt an. Doch der finstere Gast sah starr vor sich hin und rührte sich nicht.

So sah sich der Marquis gezwungen, die Tafel aufzuheben. Man erhob sich. Als sich der Fremde allein am Tische sah, erwachte er plötzlich aus seinem dumpfen Finstern und erhob sich, jedoch in so ungeschickter Weise, daß sein goldener Rockostoff umstürzte, und die Lehne abnahm.

„Freund, deinen Namen, deinen Stand? Ich will es wissen!“ fragte nur der Marquis laut.

„Nicht wunder, daß Ihr mich nicht kennt, Herr!“ lautete der Fremde mit rauher Stimme, indem er seinen Mantel aufschlug, unter dem ein enganliegendes, schwarzes Wams und ein breites Schwert in schwarzer Scheide lag. Vorwärts kamen. „Ich bin der Scharfrichter von Paris!“

Ein entsetzter, bestimmter Ausruf gellte durch den Saal. Alle sprangen voller Grauen zurück und starrten den schrecklichen Menschen verblüfft an. Er aber lachte häßlich auf, schlug seinen Mantel wieder zu und verschwand lauten Schrittes den Saal.

So froh bin ich über den Kaffee mit Trampler Cichorie!